

wehe dem, der ein Gesicht zog oder Miene machte, nichts von einer Speise essen zu wollen. Es giebt ja so allerhand im Küchenzettel, was von einem Kinderwagen nur mit „Hindernissen“ verzehrt wird. Wir sollten uns aber gewöhnen, nichts „schlecht“ zu heißen, was der liebe Gott habe wachsen lassen und froh sein, daß wir überhaupt etwas zu essen hätten, da wir doch noch gar nichts verdienten. Das haben wir dabei freilich gelernt, uns mit allem zu begnügen; denn 's ist nichts greulicher als ein wählerisches Kind, und später muß man doch im Leben so manchen andern harten Brocken und sauren Apfel hinterzuschlucken, daß es schon gut ist, wenn man in der Jugend etliche Vorstudien dazu gemacht hat. Übrigens kam die Mutter doch später von diesen Prinzipien zurück, und der Jüngste, der Nesthocker, mußte es oftmals hören: „Ja, du hast's gut! das haben wir alle nicht gedurft!“ Aber bei den Jüngsten wird man nachgerade schwach, oder man merkt, daß ein Kind eine Blume ist. Jede will anders gepflegt sein, die eine braucht fetten Boden, die andere magern, die eine braucht viel Licht, die andere kann's gar nicht vertragen, die eine braucht viel Wasser und die andere wenig, einige blühen schnell, die andern langsam — da gilt's eben Unterschied machen und nur so wird man gerecht, wenn man jeden nach seiner Natur behandelt.

Ein anderes Kapitel war die Kleidung. Wir trugen gewöhnlich kleine Wämöchen mit drei Reihen Goldknöpfen und im Sommer weiße Hosen aus „englisch Leder“ und

Schuhe, die ein schlimmer Schuster, der uns die Füße gründlich verdarb, fabriizierte. Trotz unseres Heulens wollte aber die Mutter den Mann nicht verlassen, da er viele Kinder hatte. Das Schlimmste aber war der Hemdtragen, der steif gestärkt war und breit sich über die Jacke legte — der „krazte“ nach allen Windrichtungen hin! Dann kam die andere Prozedur, das waren die Locken. Da wir alle mit einem üppigen Haarwuchs versehen waren, so wurde derselbe in Locken formiert und mußte abends vor Schlafengehen aufgewickelt werden in kleine leberne „Würstchen.“ Das ging, wenn sie fest gedreht wurden, ohne Schmerz nicht ab; aber wehe, wenn einer sie sich verstoßen des Nachts aufmachte! Es zausten uns die Jungens an den Locken, die so versüchlich für eine Bubenhand herabhingen, wie des Nachbarn Apfelbaum, der mit seinen Äpfeln herüberhängt. Kurz, die Lockenperiode war just keine der angenehmsten. — Um uns beizeiten alle Hoffart zu benehmen, wurden die Kleider und Schuhe der Älteren auf die Jüngeren vererbt, ohne Notar und Zeugen, und keiner freute sich der Erbschaft. Denn so einen Stiefel bekommen, vorn an den Zehen oder an der Seite mit einem Kniester versehen, oder einen Vorschuh, der über den halben Stiefel lief, war keine Herzensfreude. Oder wenn so eine Hose etwas kürzer gemacht, und unten das Verdorbene wegoperiert wurde, dafür aber auf das Knie ein schöner, neuer Fleck oder „Blézzen“ genannt, kam, welche Überwindung kostete es, damit auf die Straße zum erstenmal zu gehen!



Ein Winterstück wurde besonders gehaßt. Das war ein lichtbraun-gelber Mantel, aus unverwüßlichem Zeug fabri- ziert, der oben einen roten Plüschkragen hatte und dem etwa zehn sich vergrößemde Kragen folgten. Das „Kutscher- mäntele“ wanderte von einem zum andern und als Novität wurde oben der Plüschkragen erneuert und unten ein Kragen abgeschnitten. Jeder fürchtete den Augenblick, wo der „Un- verwüßliche“, den die Mutter so sehr lobte, an ihn kam. Aber er hat uns alle ausgehalten, wir mochten ihn traktieren, wie wir wollten, der „Kerl“ war stärker als wir alle. Ihn kümmerte kein Spott und keine Schmach, die die Duben auf ihn häuften, und auch der letzte von uns, der selige Otto, wanderte mit ihm in die Schule und streckte das verfrorene Näschen aus dem roten Plüschkragen fröhlich heraus.

Als wir 16, 14, 12, 8 und 6 Jahre alt waren, beschloßen die Eltern, um uns im Französischen zu üben, eine normannische Bonne anzunehmen. Zwar konnten wir's früher schon, da über dem Essen nur französisch ge- sprochen wurde, und jedes deutsche Wort einen halben Kreuzer kostete. Aus der Summa dieser „Strafkreuzer“ wurde dann, wenn die Büchse voll war, ein Kuchen gekauft. Wenn wir merkten, daß das Ding zu langsam ging, wurde trotz des Abzugs am Monatsgelde noch öfters deutsch gesprochen, damit der ersohnte Kuchen käme. So erschien denn die Bonne, um uns völlig in die Geheimnisse der französischen Sprache einzuweihen und zugleich der Mutter an die Hand

zu gehen, uns wilde Buben zähmen zu helfen. Sie war aus Cherbourg, dem nördlichen Kriegshafen, und schrieb sich Victoire Langouant. Was den ersten tiefen Eindruck machte, das war, daß sie eine große Haube mit goffrierten Spitzen trug. Außerordentlich lebhaften Temperaments, eine echte Französin mit tiefschwarzem Haar und Augen, sprach sie ein tadelloses Französisch; schnell in ihren Bewegungen, leistete sie in zähster Ausdauer was nur möglich war, und wurde dadurch der Mutter eine unentbehrliche Stütze. Aber sie hatte ihre starken Sympathien und Antipathien. Bruder Lindemam hielt sich bereits ihrem Regimente entwachsen, und Bruder Karl machte auch Wiene sich loszumachen, fand es aber denn doch geratener, mit ihr Freundschaft zu schließen, und dabei besser zu fahren. Bruder Max war ihr Liebling. Dagegen hatte Schwester Bianca und ich den härtesten Stand und mein „esprit de contradiction“ zu deutsch „Widerspruchsg Geist“ wurde auf die härteste Probe gestellt. Auch bei ihr gab es Prügel und Ohrfeigen. Sie hatte ihre absonderlich schlimmen Tage; das waren die, wo sie das größte Exemplar von goffrierter Haube aufsetzte. Dann ging man ihr möglichst aus dem Wege. War aber eines krank, gab's keine sorgsamere Pflegerin; kein Schlaf kam in ihre Augen, und den Jüngsten, den sie noch in der Wiege antraf, verzärtelte sie mit mütterlichster Liebe. Zwei von uns hatten das Scharlachfieber und wir wurden, damit wir die Sache auf einmal abmachten, alle zu einander ins Zimmer gesteckt.



Aber wir kriegten's eben doch nicht alle und wurden abgesperrt. Da wurde durchs Schlüsselloch korrespondiert mit Betteln und Victoire vermittelte liebevoll den Verkehr. Für ihre Ohrfeigen suchten wir uns aber zu rächen. Im Winter war sie nämlich äußerst empfindlich gegen die Kälte, und legte sich regelmäßig einen mit heißem Wasser oder Sand gefüllten Krug ins Bett. Der galt als Angriffspunkt. War sie „böse“ gewesen, so wurde ihr der Pfropfen des Kruges sachte aufgedreht, so daß er nur lose saß. Sprang sie ins Bett, wie sie immer that, so ging bei der leisesten Berührung die Geschichte auf und das heiße Wasser oder der Sand lief ins Bett. Wir thaten, als schliefen wir, bloß um den entscheidenden Moment noch abzuwarten. Dann aber untersuchte sie, legte ihr Ohr fest aufs Gesicht eines jeden, um zu hören, ob er wirklich schlief. Das war allemal gefährlich, wie in der Fabel, da der Bär sich über den sich totstellenden Freund legte. Plagte einer heraus, so war's um ihn geschehen. — Wenn Gesellschaft war, hielten wir uns gern noch in der Küche auf, um irgend eine warme Kartoffel zu erwischen und mit ihr ins Bett zu gehen. Wehe aber, wenn sie uns dabei ertappte! dann rief sie den Mägden in ihrem gebrochenen Deutsch zu: „Was schaff' die Kinn' in die Küch? Die Kinn' krieg ihr Sach in die Stubb' — die Kinn' muß in die Bett! Allons! vite, vite!“ — Die Mägde lachten und brachten uns noch Kartoffeln ins Bett, das war eine Freude! — Fünf Jahre blieb die Normännerin bei uns, und wir haben

ihr unfer bißchen Französiß und auch allerdings strenge Zucht zu danken. Als sie in ihre Heimat zurückgekehrt war, wurde sie Superiorin der barmherzigen Schwestern an dem großen Seespitale. Dort in der Stille mußten ihr manche „Unthaten,“ die sie an uns verübt hatte, eingefallen sein, denn sie schickte die schönsten Sachen, prächtig aufgetakelte Schiffe, Kommoden mit Muscheln, kurz was ihre Liebe nur ersinnen konnte. Sie pflegte einmal in ihrem Spital einen schwerkranken Schiffskapitän, der sie zum Danke heiratete. Im Jahre 70, als der Krieg ausgebrochen, schrieb sie uns: „wenn wir je nach Frankreich kämen, dann möchten wir doch daran gedenken, daß sie uns erzogen, und mit ihren Landsleuten säuberlich fahren,“ was auch der Verfasser im Kriege redlich gethan hat. Die Viktoire bleibt als ein Hauptaktenstück in unserer Erinnerung eingeschlossen, mitsamt dem Heer der Köchinnen und Jungfern; wir begriffen erst später die Mutter, als sie einmal sagte: „Sie freue sich schon deswegen herzlich auf den Himmel, weil es keine Mägde mehr dort gäbe.“

Nun noch zu einem andern Stück Jugendland, das mit zum Besten gehört — zur wunderschönen Stadt Straßburg, der Großmutter und den Verwandten drin. Die heurigen „moralischen Elsaßeroberer,“ die jetzt drin sitzen, wollen zwar nichts von der „wunderschönen Stadt“ wissen und können mit aller Mühe das Wunderschöne nicht drin heraus-



finden. Das kommt aber daher, daß sie keine Großmutter und keine Jugenderinnerung drin haben.

Wer, wie wir, aus der gradlinigen Fächerresidenz kam, und noch dazu etwas Poesie im Leibe hatte, für den war das alte Straßburg mit seinem Münster, seinen engen Gassen und Gäßlein, den hohen Giebeln und Türmen und Erkeren, von denen freilich jetzt viele verschwunden, der Inbegriff alles Schönen. Was ließ sich da für unsre Bubephantasie „hineingeheimnissen.“ Dazu war das Volk damals noch ein kernfestes, biederes, fast ganz deutsches, die richtigen „Steckelburger“ der freien Reichsstadt, und wenig berührt vom welschen Wesen. — Dort wohnte die Großmutter, nahe bei der „Trelserkirch“ (Aurelienkirche), wo der Großvater einst in hohem Ansehen und vieler Liebe bei den „Gartnern“ gestanden. Erzählte mir doch vierzig Jahre nach seinem Tode noch ein alter Förster im Breitshloß, wie er als Kind mit seinen Eltern alle Sonntage zwei Stunden weit gegangen sei, um den Pfarrer „Champs“ predigen zu hören. — Der Großvater war längst gestorben, als ich geboren wurde, doch besitze ich von ihm ein Patengeschenk, ein silbernes Besteck, das er meiner Mutter als Mädchen gab für ihr erstes Kind, wenn sie sich einmal verheirate.

Die Großmutter war in ihrer Jugend von ausnehmender Schönheit. Noch haben wir zwei Bilder von ihr von berühmten Malern aus der Revolutionszeit in Paris gemalt. Wie sie dort dem Großvater beigegeben, ihn einmal von

Danton, der ihn bereits schon unter die Opfer der Guillotine in die berüchtigte Conciergerie geworfen, mit den Worten herausforderte: „Citoyen Danton, je te dis, ce n'est pas sa place“ — „Bürger Danton, ich sage dir, 's ist nicht sein Platz hier“ — das steht auch wieder in der „Familienchronik.“ Ich mochte etwa vier Jahre alt sein, als ich zum erstenmal mit der Mutter nach Straßburg kam, zum Besuch der Großmutter. Der Leibkutscher Hofmann kam mit dem breiten Reifewagen des Morgens früh. Es wurde Abschied genommen, als ob's eine Reise um die Welt gelte, alle Verwandten waren da und wurden der Reihe nach geküßt. Über Raftatt und Stollhofen nach Nehl ging's und dann über die Schiffsbrücke, und drüben stand die erste Kothose, der französische Soldat, Posten. Dann kam der Paßkapitän und prüfte den großen Paß der Mutter, dann wurden die Koffer von den Douaniers sorgsam visitiert. Die Mutter hatte eine besondere Abneigung gegen die Zölle und war sehr fürs Schmuggeln kleiner Sachen, darum pochte ihr immer etwas das Herz bei der Douane. Ich hatte gehört, daß einmal eine Dame arretiert worden war, die mehrere hundert Ellen Seide sich um den Leib gewickelt hatte. In einer Separatstube wurde die arme Frau aufgewickelt. So stand ich denn jedesmal Angst aus, wenn's nach Straßburg ging, es möchte am Ende auch einmal die Mutter aufgewickelt werden. Dieser Kindesangst habe ich es zu danken, daß ich nichts schmuggle. Aber 's ist vornehmlich eine Liebhaberei der Frauen. Auch



die Tante in Straßburg ließ uns nie heim, ohne irgend einen schmuggelhaften Gegenstand mitzugeben, und wenigstens die günstige Gelegenheit zu benützen, einem, wie wir's nannten, einen „Buckel“ aufzuhängen, der bald in kleinen Dingen, wie Socken, die sie für uns gestrickt, oder auch in Matratzen und Bettpulben bestand. — Endlich rollten wir durch die Thore Straßburgs. Die finsternen Gewölbe, die rasseln den Zugbrücken, die härtigen Soldatengesichter, wie unbergänglich ist's einem! In der Musterlitzergasse Nr. 16 wurde Halt gemacht, da wohnte Onkel und Tante, die Schwester der Mutter, mit ihren sieben Buben und zwei Mädchen. Die stürzten alle herunter in die enge Gasse, aus dem alten Kaufmannshause, in welchem ein Spezereiladen war, ein ganz natürlicher, kein nachgemachter, mit welchem wir spielten. Nach kurzem Gruß ging's dann zur Großmutter in der Elisabethgasse. Ach, ich könnte das Haus noch zeichnen, wie's aussah, bin auch später in alten Sähen hineingelaufen, aber 's war nicht mehr so. Unten wohnte damals ein Küfer, der seine Faßdauben im Hof in großen Türmen aufgestellt hatte, alles noch nach frischem Eichen- und Tannenholz; oben wohnte die Großmutter. Um den innern Hof lief ein breiter, gedeckter Holzaltan, auf welchem Blumentöpfe mit Nelken und der Hauswurzel standen, dem probaten Mittel gegen Hühneraugen. Dann führte ein Gängelein, mit roten Backsteinen gepflastert, hinein in die heimeligen, niedrigen Stuben der Großmutter. Wie traulich war's da drin! Das große Himmelsbette,

darin Mutter und ich schlafen sollten, schneeweiß gedeckt, alles so blink und blank; die schwarzen Silhouettenbilder der ehrbaren Vorfahren an der Wand, der Spiegel, hinter dem die Rute, mit rotem Seidenband versehen, schon vorsorglich und bedrohlich winkte. Der Abend lag schwer über der Stadt, da fing im Münster an die tiefe Glocke zu läuten. Wie sie hinschallte, weithin rufend die Leute, die sich vor den Thoren herumtrieben, hereinzukommen, ehe sie geschlossen würden! Der tiefe, wunderbare Glockenton, ich habe ihn immer summen hören. Wie viel solcher Glockentöne klingen aber hinein ins Kindesleben! Aber einer haftet tiefer als der andere. — Die Großmutter war noch trotz ihres Alters und schweren, bewegten Lebens un- gemein lebendig. Die milden, blauen Augen, der rosige, liebliche Mund und die schöne, weiße Hautfarbe machten sie so lieb und anziehend. An der Hand der Magd mit dem weißen Straßburger Häubchen, dem Nieder mit den goldstrogenden Schmelzblumen, den weißen hauschigen Hemd- ärmeln, den grünen Unterröcken mit den roten Streifen dran, und den langen Zöpfen, die in seidenen Bändern ausliefen, ging morgens zu dem Bäcker, die frischen Sou- sbrote zu holen. Der Laden war immer voll, die Neuig- keiten wurden ausgekrant, wie des Abends am Brunnen, wo das Mädchen in dem schönen, bronzierten Krüge mit dem Zinndeckel oben Wasser holte. Das war eine neue Welt für mich, dies gemüthliche, harmlose Leben der freien Reichsstädter. — Dann kam die „Herde“ Bettlern,



nich abzuholen zur Austerlitzergasse. Sie trugen alle gestreifte Blousen, was mir besonderen Eindruck machte. So wild die Buben waren, so mild war das eine Mädchen, an das ich mich mit innigster Liebe anschloß: die kleine Elise. Ein ätherisches Kind mit sanften, schwärmerischen Augen, aber die Frühreife und den Todeskeim schon in sich tragend. Wir verstanden uns gar zu gut, und es war der erste Schmerz in meinem jungen Leben, als das holde Kind starb. Lange konnte ich mich nicht trösten. — In dem Dunkelhaufe war's aber wie für einen Buben gemacht. Da standen in dem dunklen Magazin die Syrupfässer und die großen Ballen von Mandeln. Die Bettern wußten (mehr als gut war) Bescheid, wie man das Syrupfaß anbohren und den Mandelsäcken so ein unversehene Loch beibringen und sich dann aus dem unerschöpflichen Schätze „nachquellen“ lassen konnte. Am Werktag saßen die Kontorherren in dem engen Gewölbe an großen Büchern, draußen standen die „Ladenschwengel“ und verkauften, und wir trieben uns zwischen ihren Füßen durch. Aber am Sonntag war alles totenstille, oben im großen Salon feierliches Mittagessen, und zum Dessert kamen Datteln und Feigen und Rosinen und die bereits gekannten Mandeln. Das haftete tief, denn so was gab's zu Hause nicht. — Oben im Hause wohnte noch eine alte Großtante, die Tante Grethel. Hoch in den 80ern, war sie schon kindisch geworden und führte ein Pflanzenleben, treulich gepflegt von der Tante unten, die sie als Erbstück überkommen hatte. In einer schweren Krank-

heit, von der man nicht glaubte, daß sie davon sich erholen würde, noch sie plötzlich von unten herauf den Fettdampf ihres Leibgerichts, eines Schweinebraten. Schnell zog sie sich an, kam die Treppe herunter gewackelt und sagte: „Ihr hen e Schweinebrätl, warum sagen 'r 's denn nit?“ Und sie aß und — genas und lebte noch etliche Jahre. — Vor den Thoren der Stadt wohnte die Jugendfreundin der Mutter. Auf der Insel Wacken, die große Lohgerberei Herrenschmidt, mit den vielen großen Lohhäufen und den vielen Buben im Hause — das war ein drittes Eldorado in Straßburg. Tante und Onkel nannten wir die beiden Alten, und ich war auch um einen Traum ärmer, als ich erfuhr, daß sie keine eigentlichen Onkel und Tante waren. Aber lieb hatte ich die beiden und fühlte mich wie ein Kind im Hause. Die früheste Erinnerung daran geht in die Julitage 1833. Da wurde auf dem Straßburger „Polygon“ Feuerwerk zu Ehren der Juli-Revolution abgebraunt — Raketen stiegen, die mir wie glühende Kugeln vorkamen. Wir waren oben hinauf auf die Lohkäsbarren gestiegen. Papa Herrenschmidt hielt mich im Arm und zeigte mir die Kugeln und die Illumination. Das ist die tiefste, erste Jugenderinnerung gewesen außer der tiefen Glocke im Münster. — Dort auf den Lohhäufen wurde gekämpft im Spiel, Deutsche und Franzosen vorstellend. Am Sonntag Nachmittag war's auf dem Wacken „voll von Buben.“ Es wurde Kahn gefahren, die älteren Jungen bliesen das Waldhorn ganz hübsch, so war's denn idyllisch



unter den herabhängenden Zweigen durchzufahren. Das alte Haus brannte einst ab, ein neues erstand, größer und schöner als das erste. Aber eine noch größere Wandlung sollte ich sehen. Vierzig Jahre darnach — und ich lag als preußischer Divisionspfarrer vor Straßburg mit meiner Division; das Feuerwerk am Himmel in dunkler Nacht wiederholte sich, die glühenden Kugeln galten der Stadt selbst, deren Brand die fürchtbare Illumination war. Ich sah das Münster wie früher im Feuerschein; der Jugendtraum, der Kampf der Deutschen mit den Franzosen, war zur Wahrheit geworden. Ich kam zum Wachen, quer über den Garten, in welchem wir gespielt, lag die württembergische Batterie. Ich sah die Kirche, in der ich konfirmiert war, in Flammen aufgehen; der greise Pfarrer, der mich eingesegnet hatte, kam mit der Geistlichkeit unter dem Portal der Thomaskirche dem General von Werder entgegen — und ich, halb sträßburgisch, Kind, hielt die erste Predigt nach der Übergabe!